Buchbesprechung

Kurt Hirche, Immer in Bewegung: Lebensweg eines deutschen Sozialisten, 3 Bde. (Bd. 1: Unruhe und Aufbruch, 560 S., Bd. 2: Die braune Zeit, 296 S., Bd. 3: Am Webstuhl der Zeit, 416 S.) Schüren Presseverlag, Marburg 1995, 48 DM (je Band)

Vor einiger Zeit konnte man in einer kurzen Notiz lesen, dass Prof. Dr. Kurt Hirche am 7. Februar 1999 im Alter von 94 Jahren gestorben sei - ein freundlicher, stets gepflegt gekleideter alter Herr, den man noch jünst auf Tagungen und Veranstaltungen der Gewerkschaften in Bonn sehen konnte, immer lebhaft, wach und engagiert und doch gerade von den Gewerkschaften halb mit Respekt und halb mit Abneigung betrachtet.

Dieser Kurt Hirche hat 1995 seine Lebenserinnerungen veröffentlicht, die sich in mehrfacher Hinsicht von einem Lebensbericht üblicher Art, zumal eines Menschen, der einen großen Teil seiner beruflichen Tätigkeit (1953 – 1971) in der gewerkschaftlichen Arbeit verbracht hat, unterscheiden. Da ist einmal der enorme Umfang einer Rückschau, die das gesamte „kurze 20. Jahrhundert" (Eric Hobsbawm) von 1914 bis 1989 in drei umfangreichen Bänden umfasst, und da ist zum anderen jener Titel „Immer in Bewegung: Lebensweg eines deutschen Sozialisten". Die Selbstbeschreibung als die eines deutschen Sozialisten klingt für mich altväterlich-traditionell und anmaßend-hochfahrend zugleich. Sie macht neugierig auf die Lektüre. Und die Mühe, sich durch immerhin 1217 Seiten zu arbeiten, lohnt sich.

Ein Junge aus dem Proletariat des Kaiserreichs, krankheitsanfällig und bildungshungrig, von Kind an mit sozialistischen Überzeugungen aufgewachsen, geht seinen Weg, immer gegen Widerstände, oft am Rand der physischen Erschöpfung, mit unerhörter Hartnäckigkeit und Zähigkeit. So kam er durch das Kaiserreich, die Weimarer Zeit, die braunen Jahre des Nationalsozialismus in die Bundesrepublik, wo er endlich „am Webstuhl der Zeit" mitwirken konnte. Er musste sich an sehr unterschiedliche Bedingungen anpassen und blieb doch seinen Überzeugungen treu. Was die Antriebskräfte für ein solches Leben waren, wie es im Alltag bewältigt werden konnte und wie er trotzdem darüber seine stets spürbare Lebensfreude nicht verloren hat (sich übrigens den Raum dafür auch [fast] immer geschickt zu bewahren wusste), das kann man in seinem Lebensbericht nachlesen. Hirche verzichtet auf große Essays zur politischen und wirtschaftlichen Entwicklung, er stellt sein Leben dar, in dem sich die Zeitläufte spiegeln, seine persönliche Schule des Überlebens.

Wie kann man überhaupt auf ein solches Leben zurückschauen, ohne Vieles auszulassen, zu verfälschen oder einfach zu verdrängen? Das Staunen über die zahllosen Einzelheiten aus weit zurückliegenden Jahrzehnten, die selbst ein sehr gutes Gedächtnis nicht speichern kann, erklärt sich wohl einerseits aus seinem sozialistischen Bildungsideal, das ihn von früh an zum Lesen und Schreiben brachte, und andererseits aus einer von vielen Krankheiten überschatteten Kindheit und Jugend. Er musste seine Kräfte einteilen, hat viel über sich nachgedacht, kam durch das Schreiben mit sich selbst ins Reine. Diese gewissermaßen intellektuellen und individuellen Züge sind natürlich untypisch für einen Gewerkschaftsfunktionär, weil diese meist ganz in ihren Funktionen aufgehen und erst durch „die Organisation" ihre Identität finden[1]. Hirche bleibt dagegen Zeit seines Lebens als eigen ständige Persönlichkeit sichtbar, die

1 Ulrich Borsdorf, Hans Böckler – Arbeit und Leben eines Gewerkschafters von 1875 bis 1945, Köln 1982, bes. S. 17 ff.

selbstgewählte Arbeit als Journalist hat er deshalb stets als die Tätigkeit empfunden, die seinem Wesen am meisten entspricht, und diesem kritischen Blick verdanken wir auch Einsichten in die Mechanismen gewerkschaftlicher Organisation, die ihn bei seinen Vorgesetzten nicht beliebt gemacht haben (ohne dass man ihm den Respekt versagen konnte).

Doch zurück zu dem, was die Qualität dieses Lebensberichts ausmacht, die genaue Beschreibung von Einzelheiten, Personen, Milieus und Zusammenhängen. Hirche muss ein fast obsessiver Tagebuchschreiber und Archivar gewesen sein. Es ist ein wahres Wunder, was er alles seit seiner Jugend über die Wirren der Zeit gerettet hat. Seit seinem 15. Lebensjahr führt er regelmäßig ein oft ausführliches Tagebuch. Daneben hat er in die jeweiligen Jahreskalender die Tagesereignisse in Stichworten eingetragen, also die beruflichen Aktivitäten, persönliche Treffen und übrigens stets die Lektüre, mit der er sich gerade beschäftigte. Schließlich hat er noch etwa ein Dutzend „Sonderberichte" angelegt, um besondere Probleme und Ereignisse oder persönliche Lebenskrisen für sich selbst zu verarbeiten.

Hirche versucht in seinen Lebenserinnerungen auch zur eigenen Person einen gewissen Abstand zu halten, er versteht sich als „Berichterstatter" seines Lebens, der manche seiner früheren Notizen mit Ironie begleitet. Er erstellt auch Statistisches: wie oft er in einem Monat politische Vorträge gehalten, an Sitzungen von Parteigremien teilgenommen oder wie viel Zeit er für ehrenamtliche Tätigkeiten aufgewendet hat. Er zitiert teilweise ausführlich und mehrfach, in welchen Lebensabschnitten er welche Bücher gelesen hat und von vielen dieser Bücher macht er Auszüge, arbeitet ihre Bedeutung für seine Entwicklung heraus. Von wichtigen Gesprächen legt er für sich Protokolle an. Es ist etwas skurril, wenn er mehrfach bei beruflichen oder privaten Anlässen die vollständige Weinkarte wiedergibt: so im Sommer 1944 bei einem Essen von Wirtschaftsjournalisten in der Deutschen Bank in Berlin „37er Zeltinger Sonnenuhr, späte Auslese, 21er Chateau Lafitte Rothschild, 34er Niersteiner Fuchsloch, Beerenauslese, 20er Oppenheimer Soldberg, Beerenauslese" (Bd. 2, S. 211). Es hätte auch nicht sein müssen, dass Hirche vor allem aus seiner Zeit als Hauptabteilungsleiter Wirtschaftspolitik den Inhalt ganzer Sitzungen referiert; aber insgesamt haben seine Erinnerungen ein hohes Maß an Atmosphäre und Authentizität.

Was treibt einen Menschen aus der Kaiserzeit (Hirche ist Jahrgang 1904), ein Arbeiterkind dazu, sich so auf die Bücher zu stürzen, über sein eigenes Tun vor sich selbst Rechenschaft abzulegen? Hier ist zuerst das Elternhaus zu nennen. Die Kapitel über seine Kindheit, über Vater und Mutter haben etwas Anrührendes und beschreiben in einfachen, unpathetischen Worten das, was Kurt Hirche lebenslang geprägt hat und dem Wort vom „deutschen Sozialisten" seine Begründung gibt. Der Vater war gewerkschaftlich organisierter Porzellanmaler und überzeugter Sozialist. Zuhause hingen die Bilder von Marx und Engels an der Wand, das Porträt von Bebel stand auf dem Wohnzimmerschrank. Der Vater las den Kindern die deutschen Klassiker vor. Gute Noten in der preußisch-autoritären Volksschule, über die man aus Klassengründen nicht hinauskam, aber deren Begrenzung auch wahrgenommen wurde, waren selbstverständlich. „Wissen ist Macht" war die Parole, aber nicht aus Gründen individueller Karriere, sondern um der Verbesserung der Klassenlage willen, von der alles erhofft wurde: stabiles Einkommen, soziale Gerechtigkeit, Sicherheit im Alter, vor allem eine andere Gesellschaft. Der Sohn erhält von den Eltern ein Heft geschenkt, um Tagebuch führen zu können. Und doch war dem Proletarierleben nicht zu entkommen. Kleine und feuchte Wohnungen, der aufgrund seiner Tuberkulose hustende Großvater, der diese Volkskrankheit der damaligen Zeit an den jungen Kurt weitergegeben hat, der Vater wegen seiner Gewerkschaftszugehörigkeit mehrfach arbeitslos, materielle Not.

Mit 15 Jahren wurde Hirche Handlungslehrling in einem Fuhrunternehmen, die Jugendbewegung wurde „Zentrum meines inneren Lebens" (Bd. 1, S. 138). Dahinter standen natürlich die Überzeugungen der Sozialdemokratischen Partei, der die Eltern angehörten, aber es war weit mehr als nur eine politische Doktrin, es betraf die ganze menschliche Existenz: Kurt Hirche betätigte sich im Laientheater, im Sprech- und Bewegungschor, beteiligte sich an Volkstanzgruppen, gewann einen gewissen Ruf als Rezitator; in der Kleidung legte man alles Enge und Beengte ab, trug weite und bequeme Ge-

wänder bis hin zu „Jesuslatschen“, wanderte in die Natur - der junge Kurt oft vorneweg.

Als er zum frühestmöglichen Zeitpunkt in die Partei eintrat, blieben Konflikte zwischen der Jugendorganisation und den etablierten Sozialdemokraten nicht aus, was Hirche als „Gesetz“ der Organisationssoziologie bezeichnet und was uns Heutige durchaus vertraut anmutet: „Kritisiert das Mitglied eines Vereins, Verbandes oder einer Partei bestimmte Strukturen des Organisationsapparates oder wendet er sich gegen einige Handlungen einzelner Funktionäre, so wird das häufig sofort einem Angriff auf die Gesamtorganisation und ihre Leistungsfähigkeit gleichgesetzt“ und der Kritiker als Nestbeschmutzer niedergemacht (Bd. 1, S. 163 f.).

Kurt Hirche verbringt diese Jugendjahre in Magdeburg, wo er politisch aktiv wird, in untergeordneten Stellungen schlecht und recht sein Brot verdient. Er wird durch Krankheiten (Tuberkulose) zurückgeworfen und nimmt zunehmend die Grenzen seiner Volksschulbildung wahr, die er auch durch oft wahlloses Lesen (er gibt ganze Buchkataloge an) nicht wettmachen kann. Mehrfach beklagt er, dass ihm ein Mentor gefehlt habe, der ihn vor Umwegen hätte bewahren können. Er musste seinen Weg selber suchen, sich oft mühsam durchbeißen – er hat dabei eine Überlebensfähigkeit entwickelt, eine eigenartige Mischung aus sozialistischen Zielen, Zähigkeit in der Durchsetzung, Professionalität in der Arbeit, die ihm immer wieder Anerkennung verschafft und eine gute Portion Selbstvertrauen bis hin zu einer gewissen Anmaßung.

Aber das ist schon ein Vorgriff. Zunächst beschreibt Hirche, wie er den Kapp-Putsch in Magdeburg wahrgenommen hat, die Inflation, das Aufkommen von Faschismus und Kommunismus, die Bestürzung über den Tod Friedrich Eberts.

Er will Redakteur und Journalist werden, glaubt, dass er sich dafür die fachlichen Grundlagen schaffen muss und beschließt, zum Entsetzen seiner Familie - woher das Geld nehmen? - nach einigen Umwegen, 1925 an die Handelshochschule Mannheim zu gehen. Das war eine der wenigen in der Weimarer Zeit gegründeten Hochschulen, an denen man als Externer ohne Abitur studieren konnte, wenn man bestimmte Zwischenprüfungen wie Obersekundarreife mit Erfolg nach den ersten Semestern absolvierte. Übrigens erhielt Hirche dann ein Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung, hochwillkommen für den mittellosen jungen Mann. Er beschreibt anschaulich das Leben als Student, seine journalistischen Gehversuche, die Studieninhalte, die politischen Auseinandersetzungen vor allem mit den Nationalsozialisten, den zunehmenden Antisemitismus, aber auch die kleinen Freuden des Lebens, die der junge Student und begeisterte Tänzer sich nicht nehmen lassen will, trotz bisweilen bedrückender materieller Not. Er notiert sorgfältig seine guten Seminarergebnisse, das sehr gute Examen als Diplomkaufmann – von Eitelkeit war er nie frei, aber er gibt es auf sympathische Weise zu, sie beruhte immerhin auf einer hart erarbeiteten Substanz. Und seine politischen Aktivitäten in der sozialistischen Studentenarbeit begleiten ihn auch hier, ebenso wie seine Liebe zum Skatspiel, die ihm noch manchmal nützlich sein sollte.

Es kann hier nicht darum gehen, die Weimarer Zeit für sich zu behandeln. Faszinierend finde ich, wie der umtriebige und ungeheuer sensitive junge Kurt Hirche die Übergänge vom Kaiserreich in die Weimarer Zeit wahrnimmt, wie er in seinem Alltag die Veränderungen erfährt, die zum Faschismus führen. Kräfteverhältnisse und Verhaltensweisen ändern sich allmählich und voller Widersprüche. Der als Sozialist bekannte Hirche spürt offene Ablehnung, verdeckte Schikanen ebenso wie schützende Sympathie. Er beschreibt die Aggressivität des nationalsozialistischen Vorgehens, aber auch die Geschicklichkeit ihrer populistischen Massenkampagnen. Und immer wieder kommt er auf Örtlichkeiten, Freunde und Gefährten zurück, die ihm das Überleben erleichtern.

In der Weimarer Zeit hatte Kurt Hirche in den letzten Jahren noch eine Promotion in Angriff genommen (mit der abschließenden Prüfung im Dezember 1932) und sich in Mannheim eine materielle Existenz trotz aller Nazi-Anfeindungen als schneller, zuverlässiger und ideenreicher Lokalreporter aufgebaut, doch 1937 zog es den „roten Doktor“ nach Berlin, weil er eine Existenz als Lokalredakteur bei seinen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Interessen als zu eng ansah. Er beklagt mit seinen Freunden die groteske Fehleinschätzung der Sozialdemokraten, die 1930 die Regierung verließen, weil die

Gewerkschaften glaubten, selbst eine bescheidene Kürzung der Sozialversicherungsleistungen nicht hinnehmen zu können. Vor allem kritisiert er das „geradezu historische(n) Versagen der Sozialdemokraten (und der Gewerkschaften dazu)“ (Bd. 2, S. 40), als Papen im Jahre 1932 die preußische sozialdemokratische Regierung Braun/Severing durch einen Leutnant und 11 Mann ohne Widerstand absetzte.

Für Hirche kam ab Januar 1933 die Frage auf, wie er sich verhalten sollte. Er wollte nicht emigrieren, sich aber auch nicht den Nationalsozialisten anschließen. In einem Artikel, den die „Frankfurter Zeitung“ 1934 veröffentlichte, versuchte er zu begründen, dass auch frühere aktive Sozialisten, gerade weil ihr Handeln auf Überzeugung und nicht auf Opportunismus gegründet war, die Möglichkeit zur konkreten Mitarbeit am Aufbau eines Staates haben müssten, in den sie hineingeboren seien (Bd. 2, S. 43 ff). Aber er ist sich ebenfalls darüber klar, dass er nur seine Selbstachtung bewahren konnte, wenn er sich einer gewissen „Camouflage“ bediente, wie er es nennt.

Zu den interessanten Abschnitten über „Die braune Zeit“ gehört eine Auseinandersetzung, in der Mannheimer Nazis Hirche mit teilweise sachlich falschen Anschuldigungen unter Hinweis auf seine sozialistischen Aktivitäten abschießen und mundtot machen wollen. Das wäre dann der Fall gewesen, wenn er keine Zulassung als „Schriftleiter“ erhalten hätte, wofür das Propaganda-Ministerium zuständig war. Hirche setzte sich energisch und geschickt und letztlich mit Erfolg auf allen Ebenen zur Wehr. Aber die andauernden Auseinandersetzungen führten dazu, dass im Reichspropaganda-Ministerium Goebbels selbst entscheiden musste und aufgrund der Vorlage sachlich korrekter Mitarbeiter die Zulassung aussprach. Paradoxerweise hatten Hirches Feinde durch ihre andauernde Obstruktion das Gegenteil ihrer Ziele erreicht. Durch die Ministerzulassung war er nun fast unangreifbar geworden, weil eine Entscheidung von ganz „oben“ „unten“ nicht mehr aufgehoben werden konnte – seine Feinde mussten ihn zähneknirschend gewähren lassen (Bd. 2, S. 108).

Aus solchen Episoden wird deutlich, wie es doch auch in der Weimarer Zeit (und später) mit einer gewissen Portion Zivilcourage Möglichkei ten gab, Widerstand zu leisten, in den Nischen des Systems zu überleben, auch ohne Parteigenosse zu sein. Überall gab es nicht nur Gesinnungstäter, sondern, wenn auch in geringer Zahl, Blauäugig-Gutwillige und technokratische Experten, die mit den Nazis nichts zu tun haben wollten, was sie allerdings nicht immer vor Instrumentalisierung bewahrte. Bei Kurt Hirche kann man nachvollziehen, was unter welchen Bedingungen möglich war. Kein Kampf gegen das System, aber auch keine aktive Förderung. Wie in der Weimarer Zeit kam ihm zweierlei zugute: die Professionalität seiner Arbeit, die er in einen sozialpolitischen Forschungsdienst in Berlin einbrachte und seine in der Weimarer Zeit entwickelte Fähigkeit, mit Fakten zu operieren, formale Rechte zu nutzen und für seine persönliche Integrität zu kämpfen. Er beschreibt konkret die Ambivalenzen, wenn man auf frühere Gesinnungsgenossen traf wie Otto Suhr – konnte man sich gegenseitig trauen bei der umfassenden Bespitzelung? Ebenso war Vorsicht geboten, wenn er sich Bücher, die 1933 verbrannt worden waren, zu beschaffen versuchte. Zum Überleben gehörte nicht zuletzt das private Glück mit seiner jungen Frau, ihre gemeinsamen Urlaube, die er noch bis 1944 durchsetzen konnte. Er beschreibt die Stimmung nach dem Hitler-Attentat, sein Entsetzen über den Fehlschlag, das Leben im halbzerbombten Berlin - würde man ihn verhaften wie so viele andere?

Er ist davongekommen, wurde aber trotz seiner Unentbehrlichkeit in der Redaktion mit dem letzten Aufgebot Anfang 1945 zur Wehrmacht eingezogen. Die Ostfront stand schon an der Oder, der er wie andere ohne jede Ausbildung zugeteilt wurde. Die Abschnitte über das Erlebnis von chaotischem Rückzug, Flucht und dem alltäglichen massenhaften Tod gehören zu den bedrückendsten Darstellungen dieses Lebensabschnitts. Jeder wusste, dass der Krieg zu Ende ging, schreibt Hirche, aber es habe keinen Mut zum organisierten Widerstand gegeben, anders als 1918. Er gerät in russische Kriegsgefangenschaft und vielleicht bewahrt ihn seine stets angegriffene Gesundheit vor dem Abtransport nach Sibirien, jedenfalls wird er am 30. Juni 1945 nach Hause entlassen – er hat wirklich Glück gehabt.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges sitzt Kurt Hirche nun endlich „am Webstuhl der Zeit“. Er arbeitet zunächst als freier Journalist in Berlin,

bekommt dann bald keinen Zugang mehr zur sowjetisch besetzten Zone (SBZ), wird Redakteur beim neugegründeten RIAS, aus dem er wiederum 1951 als zu links ausscheiden muss. Er macht Gewerkschaftsarbeit für Journalisten, stürzt sich mit Feuereifer in die (ehrenamtliche) Parteiarbeit. Er gründet die –„Zeitschrift für öffentliche Wirtschaft", startet humanitäre Aktionen, organisiert einen glanzvollen Berliner Presseball, beginnt mit Ausstellungen für bildende Künstler. Hirche ist wirklich „in Bewegung" und beschreibt diese Zeit der Gärung und des Umbruchs akribisch, bis fast zur Wiedergabe im Sinne eines Terminkalenders.

Er lernt als Journalist und als Vertreter des von ihm mitgegründeten Deutschen Journalistenverbandes fast alle damaligen politischen Größen kennen wie Ulbricht und Ludwig Erhard, Ernst Reuter und Franz-Josef Strauß, Ernst Schellenberg, Bruno Gleitze und Heinrich Deist, selbst Markus Wolf. Er berichtet, wie unmittelbar nach 1945 die Emigranten in Berlin den Ton angeben, die sich seiner Meinung nach oft zu Unrecht als Opfer des Faschismus ausgeben, er betrachtet die Versuche amerikanischer „Re-education". Alte Nazis tauchen aus der Versenkung auf, SED und DDR kommen auf. Hirche beklagt, dass er nach einigen Jahren intensiver ehrenamtlicher Parteiarbeit ein zwar weithin öffentlich geschätzter Genosse in der Berliner SPD ist, dass sich aber andere dafür stillschweigend und mit großem Geschick auf die Besetzung der wichtigen und lukrativen Positionen in Parteien, Verbänden und Unternehmen konzentriert haben, was ihn zu einem längeren Exkurs über soziologische Ausleseprozesse veranlasst (Bd. 3, S. 193 ff).

Von Anfang 1953 bis zu seiner Pensionierung arbeitete Kurt Hirche zunächst als Hauptabteilungsleiter Wirtschaftspolitik (von Januar 1953 bis Mai 1955) beim DGB-Bundesvorstand in Düsseldorf. Danach war er bis zu seinem Ausscheiden 1971 für die Parlamentarische Verbindungsstelle des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Bonn zuständig und schrieb nicht zuletzt mehrere Bücher über die gemeinwirtschaftlichen Unternehmen, die als Standardwerke gelten: „Die Wirtschaftsunternehmen der Gewerkschaften", „Die Finanzen der Gewerkschaften" und dann 1982 „Der Koloss wankt", in dem er sich mit dem Skandal um die Neue Heimat auseinandersetzt und das Verhalten der Gewerkschaften hart, aber mit guten Gründen kritisch darstellt.

Persönlich finde ich diesen Teil seiner Biografie nicht von der atmosphärischen Dichte wie seine Schilderungen über das Kaiserreich, den Ersten Weltkrieg, die Weimarer Zeit und den Zweiten Weltkrieg, wo er die Mechanismen, Milieus und Strukturen der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung aus seiner persönlichen Betroffenheit anschaulich schildert. Jetzt wird der Lebensbericht wirklich zum Bericht. Zuständigkeiten, Sitzungen und inhaltliche Schwerpunkte werden wiedergegeben, Dienstreisen geschildert. Und doch hat die Darstellung eines so wachen und geistig unabhängigen Betrachters einen hohen Informationswert, weil sie, vor allem in Bezug auf seine Arbeit im DGB-Haus, etwas vom inneren Leben einer Großorganisation vermittelt, über das man sonst kaum etwas erfährt. Er beschreibt die handelnden Personen, mit denen er vor allem zu tun hatte, wie Albin Karl, Ludwig Rosenberg, Walter Freitag, Viktor Agartz, Bruno Gleitze, Erich Potthoff, um nur wenige Namen zu nennen. Er stellt sehr anschaulich die zu Beginn seiner Arbeit kaum geklärten Aufgaben seiner Arbeit dar, seine inhaltlichen und arbeitsorganisatorisch wirklich produktiven Neuerungen, aber auch die Konflikte und Intrigen, die seine Arbeit begleitet haben. Für uns Heutige findet man darin die Kontinuität in Großorganisationen bestätigt, wenn man etwa seine detaillierte Darstellung liest, wie vor allem Ludwig Rosenberg die Eigenständigkeit seiner Aktivitäten einschränken wollte: Da sollte alle eingehende Post nur von Rosenbergs Büro geöffnet werden und von Hirches Briefen musste immer ein Durchschlag an das Sekretariat gegeben werden; das Unterschreiben wurde neu geregelt; die Abwesenheitszeiten wurden bürokratisch reglementiert; in Gehaltsfragen wurden nur unklare Zusagen gegeben (was dann zu langen Streitigkeiten führten); politische Probleme wurden als personelle Fragen „gelöst". Hirche nahm auch die Auseinandersetzung mit Viktor Agartz auf, der als Leiter des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts einen Einfluss auf den DGB ausübte, der weit über wissenschaftliche Beratungsaufgaben hinausreichte. Es war für Hirche eine schwierige, aber ebenso eine fruchtbare Zeit, die er ausführlich bilanziert, vom Aufbau eines tarifpolitischen Ausschusses

zu Fragen der Wohnungsbau- und Kartellpolitik und bis zu Handwerkskammern und überbetrieblicher Mitbestimmung.

In den Gewerkschaften wird bekanntlich über interne Strukturen und Konflikte wenig geredet, weil nach dem traditionellen Verständnis ihrer Arbeit Disziplin, Loyalität und Solidarität es verbieten, innere Auseinandersetzungen oder Organisationsprobleme nach außen zu tragen. Dazu gehört ebenfalls, dass viele Funktionäre Versuche einer Diskussion inhaltlicher Politikfragen als persönliche Angriffe auf ihre Person darstellen. In Zeiten aktueller Auseinandersetzungen, etwa bei Tarifrunden, ist Geschlossenheit sicher eine wichtige Bedingung für erfolgreiche Arbeit. Aber wenn es auch sonst keine entwickelte Kultur einer offenen Diskussion gibt, die gewerkschaftliche Ziele und Konzepte mit den Möglichkeiten organisatorischer Umsetzung verbindet und dabei konkrete Aktivitäten einbezieht, dann geht das zu Lasten der gewerkschaftlichen Strategien wie der Effizienz ihrer Organisation. Zeitweilige Grundsatzprogrammdiskussionen reichen allein nicht aus – aber wie auch immer, aus diesen Gründen wollte ich gerade solche Passagen im Lebensbericht von Kirche hervorheben, die sonst häufig nicht als beachtenswert angesehen werden.

Als Kurt Hirche 1955 die Parlamentarische Verbindungsstelle des DGB übernimmt, findet er genau die Aufgabe, die ihm persönlich am meisten entspricht. Er hat nun zwar weniger direkten Einfluss auf konkrete gewerkschaftliche Politik, doch relativ große Gestaltungsmöglichkeiten in der Art, wie er diese Politik gegenüber den Parteien des Bundestages, den Ministerien und gesellschaftlichen Gruppen, Presse und Medien und auch ausländischen Besuchern gegenüber vertritt. Man nennt ihn den „Botschafter des DGB“. Er mokiert sich wie schon früher über die unzulängliche Pressearbeit des DGB und zitiert aus einem Beschwerdebrief: „Jene Anekdote scheint richtig zu sein: Man fragt Herberts, welcher Tag es sei und er antwortet, er glaube Mittwoch, aber er wolle erst den Vorsitzenden fragen. Er bat dann, als dieser es bestätigt hatte, man möge erst am nächsten Tag berichten“ (Bd. 3, S. 297).

Hirche hat sich lebenslang intensiv mit der Öffentlichen Wirtschaft befasst, auch um ein Gegengewicht zur marktwirtschaftlichen Doktrin zu setzen. Vor allem nach seiner Pensionierung hat er dann mehrere Bücher über die gemeinwirtschaftlichen Unternehmen der Gewerkschaften geschrieben, in denen er geringe Transparenz, Misswirtschaft und mangelnde Professionalität hart kritisiert. Die betroffenen Unternehmen haben ebenso wie die Gewerkschaften diese Kritik totgeschwiegen, was Hirche mit wachsender Erbitterung beschreibt, will er doch den Gewerkschaften helfen, zu modernen gemeinwirtschaftlichen Strukturen zu kommen. Auch hier stellt er übrigens genau dar, wie man ihn umgeht, wie man Gegenveröffentlichungen lanciert, wie die (Gewerkschafts-)Presse seine Beiträge unter fadenscheinigen Vorwänden ablehnt. Aber Hirche gibt seine Themen nicht auf, kniet sich noch in die gewerkschaftliche Seniorenpolitik und berichtet, eitel wie er nun einmal ist, bis in die Einzelheiten über Orden, Ehrungen und Auszeichnungen sowie über seine kulturpolitischen Aktivitäten.

Man kann von einer solchen Biographie, die fast das ganze Jahrhundert umfasst, das in seinen Umbrüchen sich exemplarisch in der Existenz eines Menschen darstellt, entweder nur eine Übersicht geben, einen Zeitabschnitt vertiefen oder eine Entwicklungslinie hervorheben. Ich habe mich für das Erstere entschieden in dem Wunsch, zum Lesen eines Berichts anzuregen, der gewissermaßen Geschichte teils von unten, teils in Strukturen und Apparaten vom Kaiserreich über Weimar und die Nazizeit bis hin zur Bundesrepublik umfasst, einschließlich der Kontinuitäten und Veränderungen. Vor allem aber, ein junger Mensch aus sozialistischem Elternhaus, bildungshungrig, oft in Existenznot, mit dem Willen nach einer besseren Gesellschaft, sucht seinen Weg. Idealistisch und gleichzeitig zäh, geschickt die „Nischen“ und Schwächen der Bürokraten für sein Überleben nutzend – all das ist gut geschrieben, aufrichtig, wenn auch auf eine sympathische Art etwas eingebildet. Und bei alledem versucht Kurt Hirche, zu allen Zeiten dem Leben ebenfalls die angenehmen Seiten abzutrotzen, beim Skatspiel, in der Liebe, bei den sorgfältig registrierten Weinen, beim Tanzen und dem Zusammensein mit Freunden.

Dieses Menschliche hat etwas Anrührendes und macht seine Erinnerungen letztlich so lesenswert. Schade nur, dass die drei Bände keine Fotos, Abbildungen oder Faksimiles enthalten

und dass im letzten Band die Konzentration bei Autor und Lektor nachgelassen hat (Überschneidungen, Namensschreibung, Schreibfehler). Aber das sind lässliche Sünden. Es bleibt, dass man den sozialistischen Grundgedanken treu bleiben kann, dass Gesellschaftsreform möglich ist, aber dass sie mit Menschen gemacht werden muss, dass man sich die Lebensfreude bewahren kann – und dass man Zivilcourage braucht. Man kann den Gewerkschaften nur wünschen, dass sie immer einige Menschen wie Kurt Hirche in ihren Reihen haben.

Gerhard Leminsky,
Hilden